



Dieter Simon

Meine Talare

Der Talar als Ausdruck eines akademischen Rituals ist tot. Ich weiß das, denn ich war bei seinem Tod anwesend.

Es geschah im Jahre 1968. Die Studenten hatten bereits festgestellt, dass »unter den Talaren der Muff von 1000 Jahren« versammelt sei. Aber das focht mich nicht an. Ich war schließlich sicher, dass unter *meinem* Talar kein Muff aufzufinden sein würde. Eben hatte ich meinen ersten (und wie sich dann zeigte, einzigen) Ruf an die Universität Frankfurt am Main erhalten und fühlte mich, wenn nicht groß, so doch ein bisschen erhaben. Das Schreiben eines Geschäftsmannes, der sich »Universitäts-schneider« nannte, hatte mich darüber belehrt, dass man bei ihm traditionsgemäß den ortsüblichen Talar (nebst Baret) beziehen könne. Was ich mit kaum verhohlenen Stolz als weisungsgleiche, großartige Offerte betrachtete. Die Kosten waren die Kosten. Geflüssentlich übermittelte ich meine »Daten« (Größe und Schulterbreite).

Ich kam aus München. Zehn Jahre hatte ich an der juristischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität zugebracht. Und jahraus, jahrein hatte ich zugehört, wie »meine« Professoren aus irgendwelchen Anlässen in Zweierreihen, talargeschmückt und feierlich, dem Auditorium maximum zustrebten. Sie waren schwer zu identifizieren: Greise Männer mit freudlosem Gang, das Haar oder Nichthaar sorgfältig verborgen unter einem formlosen Hut, der die ernstesten Gesichter noch überflüssig entstellte.

Nur meinen geliebten Lehrer Wolfgang Kunkel erkannte ich sofort. Er war etwas schief und hielt sich schlecht, sodass er schon deshalb unschwer auszumachen war. Aber er trug auch nicht eigentlich seinen Talar, sondern dieser war an ihm aufgehängt wie eine misslungene Drapierung. Und sein Baret saß schlecht, weil er es achtlos auf den Kopf gestülpt hatte, sodass er mehr listig unter ihm hervorlugte, als dass es sein Haupt schmückte. Man merkte ihm an, dass ihm an dem universitären

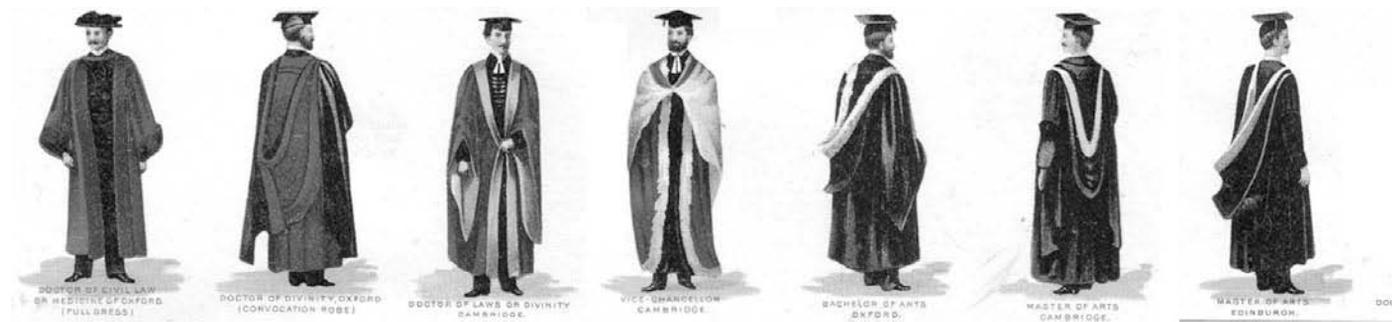
Spektakel, auch wenn er sich dazu bekannte, nicht viel gelegen war.

Mir ging es anders. Kunkel sah die Amtstracht, die alle in gleicher Weise umhüllte und sie einschmolz, obwohl keineswegs alle in höherem Sinne zu diesem Amt berufen waren und nicht wenige, die sich jetzt in prächtigem Rot von den Farben der anderen Fakultäten absetzten, ihren Talar noch kürzlich nur allzu gern staatsbraun gefärbt hätten.

Ich sah die aus dem Mittelalter in die beginnende zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts ragende Tradition der Gelehrten. Ehrfurcht gebietende, weise Männer, in wechselseitiger Hochachtung miteinander verbunden, die den Respekt, den sie rechtens forderten, auf ihr Wissen, ihre Erfahrung und ihre Güte gründeten. Ihr Rot hatte nichts Blutiges, und es schrie auch nicht. Es schien mir nicht zum Schafott, sondern zur Aufklärung zu leuchten. Ich hatte keinen Zweifel, dass es äußerst erstrebenswert sein müsse, irgendwann in solcher Gewandung und solcher Reihung an einem ehrfürchtig stummen Publikum vorbei in einen prächtigen, öffentlichen Saal zu ziehen.

In Frankfurt schien sich der Wunsch zu erfüllen. Aber der geplante Termin beim Schneider fiel aus. Die Studenten hatten das Dekanat gestürmt und die dort gesammelt aufgehängten Talare mitsamt Schrank in den Hof geworfen und angezündet. Sogar jene Talare, die den Kollegen anlässlich der Verleihung einer Ehrendoktorwürde feierlich überreicht worden waren, lagen auf der Straße. Verkohlt und löschwassernass. Die Pracht war perdu, und die juristische Fakultät (seinerzeit aus altersstrukturellen Gründen eine noch sehr junge, relativ homogene, in Grenzen gleich gesinnte und gleich gestimmte Kohorte) diskutierte unter dem Gesichtspunkt »Ersatz oder Verzicht« die Frage: »Sind Talare noch zeitgemäß?«

Wir prüften die Frage im Vergleich zu den Roben der Richter und Anwälte, zu den Uniformen der Soldaten, Chauffeurs und Liftboys. Vergaßen aber auch die pries-



terlichen Gewänder und die mönchischen Kutten nicht. Fanden, dass uns die Staatsmachtsymbole der Justiz nicht gut zu Gesicht stünden, auch nicht die kämpferischen und dienenden Maskeraden, und dass die tradierten Motive der Geistlichkeit (Ämterhierarchie und Demut) keinen Bezug zu unserer Gegenwart hätten.

Kennzeichnung der Fakultäten? Ein Zopf! Inneruniversitäre Hierarchien? Status nach außen? Dokumente genossenschaftlicher Verbundenheit? Undemokratischer Symbolismus und lächerlicher Differenzierungswahn! Tradition als Tradition, gerechtfertigt durch ein unbefragtes Schon-Immer-So? Igitt!

Kurzum: Ein einstimmiger Beschluss: Es werden keine Talare mehr getragen.

Ich meldete dem Schneidermeister die Erledigung der Bestellung aufgrund Hinscheidens der Talarpflicht und wurde mitleidig aus dem Vertrag entlassen. Der Genuss des Talartragens war mir, wie es schien, auf alle Zeit verwehrt.

Einmal war es dennoch fast so weit. Bei einer Habilitation in Montpellier stellte sich unmittelbar vor dem Einzug der internationalen Prüfungsgruppe in den Prüfungssaal zur allgemeinen Bestürzung heraus, dass (nur) ich nicht im Besitz eines Talars war und also unter erhabenen Franzosen und würdigen Niederländern gleichsam nackt dem Prüfling entgegentreten würde – ein Los, das der zeremoniell offenkundig nicht ganz sattelfeste Vorsitzende mir durch Ausleihe eines herrenlosen Talars aus dem Fundus zu ersparen wünschte. Wodurch er eine erhebliche Verzögerung der Prüfung verursachte, denn die sofort aufgeworfene juristische Frage, in welchem Umfang der geliehene Talar als ein verliehener Talar angesehen werden könne bzw. müsse, sodass der also Beliehene auf Zeit (oder sogar endgültig?) Mitglied der Fakultät werde, ließ sich nicht umstandslos klären. Weil sie aber ohne Gutachten nicht zu klären gewesen wäre, trat ich am Ende doch »nackt« auf. Woraus aber dem Prüfling kein Schaden erwuchs.

Ergiebiger war die Situation in Athen. Die Griechen haben in einem »Sparpaket«, avant la lettre, den alten gemeineuropäischen Brauch eingeschrumpft, bei Ehrenpromotionen den Geehrten auch formal dadurch zum Mitglied der Fakultät zu machen, dass man ihm den Talar der Fakultät als Geschenk überreicht. Indem die Athener den überreichten Ehrentalar zu einem vielfarbenen, perlen geschmückten, paspelierten und bestickten Monstrum ausbauten, welches nach der Zeremonie jedoch dem Geehr-

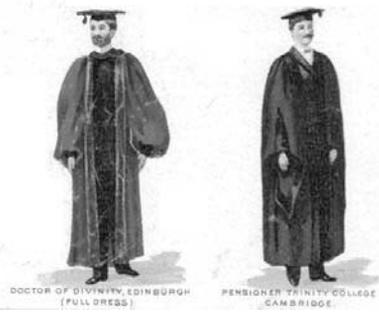
ten wieder abgefordert wird, haben sie einerseits dem Ritual geopfert und dem Verfahren einen weithin sichtbaren, höchst feierlichen Anstrich verliehen und andererseits die Kosten des Zeremoniells auf einen vertretbaren Umfang reduziert. Wenn nur ein einziges Exemplar zur Verfügung steht, wäre die Orientierung an einer Größe mittlerer Art und Güte naheliegend. Da aber einem Kleinen durchaus eine große, einem Großen jedoch niemals eine kleine Hülle angepasst werden kann, hat sich die hellenische Vernunft für ein majestätisches Modell entschieden, in welchem der Durchschnittskandidat als voluminös aufgeputzter Zwerg erscheint, der schwitzend und betäubt von dem unvergesslichen Geruch von Motenkugeln seine Dankesrede stammelt. Immerhin: Es war das erste Mal, dass mein Körper nicht nur in einem Anzug, sondern zusätzlich in einem veritablen Talar untergebracht worden war.

20 Jahre später, als in Paris an der Sorbonne eine zu Montpellier analoge Situation einzutreten drohte, war die gemeineuropäische Zerrüttung des traditionellen Zeremoniells bereits so weit fortgeschritten, dass der Vorsitzende umstandslos den Talar eines abwesenden Kollegen aus dem Schrank nehmen und mich hineinbugsieren konnte. Spontan geschmückt durfte ich die in bescheidenes Schwarz gekleidete Kandidatin zehn Minuten lang streng nach der Zweckmäßigkeit und Richtigkeit gewisser Fußnoten, den Lücken in ihrer Darstellung und der Vertretbarkeit des erzielten Ergebnisses befragen. Danach musste ich das herrschaftliche Gewand wieder ablegen, sodass ich, wenn auch mit nur fünf Kollegen und ohne einen irgendwie feierlichen »Einmarsch«, obendrein in der Fremde, am Ende doch ein einziges Mal als Professor in einem roten Juristentalar aufgetreten bin.

Allerdings nicht völlig freiwillig und nur, weil es wenig schicklich gewesen wäre, die kollegiale französische Courtoisie zu düpieren.

Denn zu dieser Zeit waren die Vorstellungen und Wünsche des Jünglings längst erloschen, war ich zum gefestigten Gegner akademischer Talare erwachsen und in vielen Akademien und (gelegentlich) an einem Dies academicus dieser oder jener Universität talarlos, mürrisch und angeödet unter stolzen Talarträgern in imponierende Säle marschiert – nur um dort auf alten und unbequemen Stühlen zu sitzen und die fast ausnahmslos unerträglichen Festvorträge ertragen zu müssen.

Ich hatte längst begriffen, dass der universitäre Talar zum bloßen Abzeichen verkommen ist. Anders als früher



umhüllt er seinen Träger, den Professor, nicht mehr, wenn dieser sein Haupt- und Kerngeschäft ausübt. Richter tragen ihre Talare, wenn sie feierlich das Urteil verkünden, Priester schützen und verhüllen mit dem Talar ihren Leib bei der rituellen Vermittlung zwischen Gott und Gemeinde.

Der Professor dagegen erledigt seine Lehre im Straßenanzug oder der sportlichen Kombination und – wenn ihm warm wird – auch schon einmal ganz ohne Sakko im blanken Hemd. Sein Talar hat lediglich die Funktion, bei Festversammlungen anzuzeigen, dass er es ist, der den Professor gibt – nicht zu verwechseln mit irgendeinem im Zuge mitschreitenden Zivilisten, etwa einem Landrat oder einem Bürgermeister.

Das entleerte Ritual bringt weder einen Glauben noch eine Substanz zur Darstellung. Noch im Studentenscherz des 19. Jahrhunderts, wonach das Medizinergrün den ›grünen Rasen‹, das Juristenrot das Blut des Schafotts und das Philosophenblau den Himmel der Fantasten zu symbolisieren habe, lebte ein winziges Stück Inhalt fort. Heute würde ein rotes, grünes oder blaues Lämpchen im Revers sportlicher Jacketts dieselben Dienste leisten wie ein Talar: Hier schreiten die Juristen, da die Mediziner, dort die Philosophen usw. – und wenn überhaupt kein Lämpchen glüht, sondern alles schwarz ist, blickt man auf die Theologen.

Die Studierquote von 40 Prozent eines Jahrgangs konnte und durfte an den Professoren nicht spurlos vorübergehen. In den Talaren stecken keine ›Bekenner‹ mehr, sondern versierte Ausbilder, deren Honorierung und gesellschaftliches Ansehen nach und nach auf das Niveau ihrer Leistung absinkt.

Die manchmal noch aufkommende Vorstellung, es könne sich bei den akademischen Talarträgern um Menschen handeln, die, nach langen Expeditionen in das Reich des Geistes und harter Arbeit an Lebensfragen, der Weisheit angenähert ihr (Un-)Wissen mit Jüngeren teilen möchten, hat sich als lebensfremde Illusion erwiesen. In Wirklichkeit geht es um geglättete Experten, die effektive Techniken vermitteln, um Störungen zu beseitigen.

Repräsentativ etwa für die Juristen, die der durchschnittlich Ahnungslose sich doch gern als Sittlichkeitsdenker und Gerechtigkeitssinnierer vorstellen möchte, ist zum Beispiel die Beschreibung der Gerechtigkeitsfrage durch einen höchst prominenten und höchst erfolgreichen Ausbilder und Lehrbuchschreiber: »Was wir im Au-

genblick haben, das kann man nicht an Maßstäben des Sittlichen bewerten, sondern mehr an Maßstäben der Gleichbewertung von Gleichem« (Dieter Medicus).

Wenn gegenwärtig hier und da junge Fakultäten sich bemühen, die Toten wieder zum Leben zu erwecken, und sich neue Talare und neue Farben ersinnen, dann darf dies nicht bloß als amüsanter Rückbesinnungsversuch auf eine verlorene Tradition oder als gesteigertes Anpassungsstreben an amerikanische Übungen gedeutet werden. Es steckt darin auch der unbegriffene Wunsch, es möchten dem Ritual doch schließlich wieder Werte folgen. Bislang verlief die Evolution zwar umgekehrt. Aber die Hoffnung, dass neue Talare die natürliche Ordnung der Dinge umkehren werden, ist von so reizender, kindlicher Zuversicht getragen, dass jeder Zweifel als Obstruktion erscheinen würde. Und das hätten nicht einmal die Talare verdient.